

campus

OLIVER
JANZ

DER
GROSSE
KRIEG



DER GROSSE KRIEG

Oliver Janz ist Professor für Neuere Geschichte an der Freien Universität Berlin. Er hat zahlreiche Bücher und Aufsätze zur deutschen und europäischen Geschichte veröffentlicht, darunter »Bürger besonderer Art. Evangelische Pfarrer in Preußen« (1994), »Zentralismus und Föderalismus im 19. und 20. Jahrhundert« (2000), »Transnationale Geschichte« (2006), »Das symbolische Kapital der Trauer. Nation, Religion und Familie im italienischen Gefallenenkult des Ersten Weltkriegs« (2009), »Dolce Vita? Italienische Migranten in Deutschland« (2011). Er leitet zahlreiche internationale Forschungsprojekte zum Ersten Weltkrieg und ist Chief Editor von »1914–1918-online. International Encyclopedia of the First World War« ([www.1914–1918-online.net](http://www.1914-1918-online.net)).



OLIVER
JANZ

DER
GROSSE
KRIEG

Campus Verlag
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH

Lizenz durch: Copyright © LOOKS Distribution GmbH

ISBN 978-3-593-39589-0

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt
insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen
und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Copyright © 2013 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Guido Klütsch, Köln

Umschlagmotiv: © AKG

Satz: Fotosatz L. Huhn, Linsengericht

Gesetzt aus: Minion und Myriad

Druck und Bindung: Beltz Bad Langensalza

Printed in Germany

Dieses Buch ist auch als E-Book erschienen.

www.campus.de

© Campus Verlag GmbH

INHALT

Einleitung	9
1. Wege in den Krieg	17
Nationalismus, Imperialismus, Sozialdarwinismus	18
Kriegserwartungen und Kriegsbereitschaft	25
Bündnissysteme und Aufrüstung	40
Die Julikrise	59
2. Industrieller Krieg	71
Von Lüttich bis Mons	71
Aus Deutschen werden Hunnen	75
Das Ende der Illusionen	81
Der Übergang zum Stellungskrieg	86
Materialschlacht und maschineller Tod	90
Motivation und Moral, Konsens und Verweigerung	97
3. Entgrenzter Krieg	103
Der Krieg im Osten	103
Der Krieg auf dem Balkan und im Nahen Osten	112
Der Krieg im Nahen und Mittleren Osten	115
Kriegsgräuel, Gefangenschaft und Kriegsrecht	122
4. Globaler Krieg	133
Der große Krieg als Weltkrieg	133

Der Krieg in Ostasien und im Pazifik	140
Seekrieg: Das deutsche Ostasiengeschwader	147
Der Krieg in Afrika	153
Die Kolonialreiche im Krieg	165
5. Kulturkrieg	179
Die Stimmungen bei Kriegsbeginn	180
Die Kriegsfreiwilligen	190
Die Sozialdemokratie am Beginn des Krieges	195
Geistige Mobilmachung	202
»Für ein größeres Italien«	212
6. Totaler Krieg	225
Zensur und Meinungslenkung	226
Kriegswirtschaft, Arbeit und Frauen	230
»Union sacrée« und politische Krisen	243
Bridge am Rande des Bankrotts	250
Mobilisierung ohne Konsens	256
Vielvölkerstaat am Rande des Zerfalls	261
Vom Burgfrieden zur Verwaltung des Mangels	264
Antisemitismus und Balfour-Deklaration	270
7. Kriegswende	281
Vorboten der Wende	281
Das Ende des Zarenreichs	292
Der Kriegseintritt der Vereinigten Staaten	298
Die Westfront 1917	302
8. Kriegsende	313
Die deutschen Offensiven an der Westfront 1918	313
Die deutsche Niederlage und die Dolchstoßlegende	318
Die Pariser Friedensverhandlungen und Vorortverträge	324
Der lange Krieg	334
9. Trauer und Erinnerung	351

Anhang

Anmerkungen	359
Quellen- und Literaturverzeichnis	387
Register	403



EINLEITUNG

Unsere Vorstellung vom Ersten Weltkrieg ist geprägt durch die Westfront, durch Bilder von endlosen Schützengräben, vom Stellungskrieg und den industriellen Abnutzungsschlachten an der Somme und um Verdun. Dafür steht bis heute Erich Maria Remarques Roman *Im Westen nichts Neues*, das berühmteste Buch über den Ersten Weltkrieg und Vorlage für den gleichnamigen Film. Aber nicht nur in der Öffentlichkeit, sondern auch in der Geschichtswissenschaft dominiert noch immer ein auf Deutschland und Westeuropa konzentriertes Bild vom Ersten Weltkrieg. Dieser erscheint vor allem als ein europäischer Bürgerkrieg zwischen Deutschland, Frankreich und England. Als seine Ursachen gelten die deutsch-französische »Erbfeindschaft«, die nicht verwundene Niederlage von 1870/71 und der Verlust Elsass-Lothringens, das wilhelminische Streben nach Weltgeltung und die deutsche Flottenrüstung sowie britische Missgunst gegenüber dem wirtschaftlich so erfolgreichen Newcomer Deutschland.

Demgegenüber ist weitgehend in Vergessenheit geraten, dass Ost- und Südosteuropa noch stärker in Mitleidenschaft gezogen wurden als West- und Mitteleuropa. Während im Westen viele Staaten wie Spanien, die Schweiz, die Niederlande, Dänemark, Schweden und Norwegen ihre Neutralität wahren konnten, wurde ganz Osteuropa vom Krieg erfasst, einschließlich des Balkans, wo der Krieg ausbrach. Dies war kein Zufall, denn hier lagen viele seiner tieferen Ursachen. Noch weniger bekannt ist, dass die Verluste an den östlichen und südöstlichen Fronten und im Nahen und Mittleren Osten höher waren als an der Westfront mit ihren blutigen Materialschlachten. So ist etwa ein Drittel der serbischen und rumänischen Soldaten im Krieg umgekom-

men, mehr als doppelt so viel wie im deutschen oder im französischen Heer. Das osmanische Heer verlor 20 Prozent seiner Soldaten, fast doppelt so viele wie Briten oder Italiener.¹ Noch eindeutiger fällt die Bilanz aus, wenn man die Opfer einbezieht, die der Krieg unter der Zivilbevölkerung Osteuropas und Kleinasiens forderte.

Dass die osteuropäische Dimension des Weltkriegs im allgemeinen Bewusstsein – und bis vor wenigen Jahren auch in der Forschung – so wenig präsent ist, hängt nicht zuletzt damit zusammen, dass die Sowjetunion, obwohl sie aus dem Ersten Weltkrieg hervorging, aber auch die Staaten in Osteuropa, die nach 1945 zu ihren Satelliten wurden, auf den Gründungsmythos der Russische Revolution fixiert waren. Das hat die Erinnerung an den großen Krieg in Osteuropa lange überlagert. Ähnlich liegen die Dinge in der Türkei. Für sie wurde nicht der Erste Weltkrieg, sondern der unmittelbar aus ihm entspringende Unabhängigkeitskrieg, der vor allem gegen Griechenland geführt wurde und in die Gründung der Republik mündete, zum zentralen Bezugspunkt der kollektiven Erinnerung.

Als Erster Weltkrieg wird der Konflikt allgemein erst seit dem Beginn des Zweiten Weltkriegs bezeichnet. In Frankreich, England und Italien spricht man bis heute vorwiegend vom Großen Krieg. Wenn hier und da schon früher vom »Ersten Weltkrieg« die Rede war, vor allem in Deutschland, dann meist nicht um seine globale Ausdehnung, sondern seine welthistorische Bedeutung zu unterstreichen. So blieb die deutsche Historiografie des Krieges stark national verengt. Nach 1918 ging es vor allem darum, die These von der Kriegsschuld Deutschlands zu widerlegen, nach 1945 um die Frage, welchen Stellenwert der Krieg für den »deutschen Sonderweg« hatte, der zu Hitler und Auschwitz führte.

Doch in einer Zeit, die durch die Erfahrung beschleunigter Globalisierung geprägt ist, muss gerade die weltumspannende Dimension des Ersten Weltkriegs in den Mittelpunkt rücken. Er war nicht nur für Europa, sondern auch für viele Länder der außereuropäischen Welt die »Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts«. Kein anderes Ereignis vor ihm hat das Leben so vieler Menschen auf allen Kontinenten verändert. Der Erste Weltkrieg zeigt, wie globalisiert die Welt und das internationale Mächtesystem schon 1914 waren. Er war nicht nur der erste totale Krieg, in dem alle gesellschaftlichen Kräfte und wirtschaftlichen Ressourcen mobilisiert wurden, sondern auch der erste wirklich globale Krieg der Weltgeschichte.² Er wurde nicht nur, wie schon

manche Kriege zwischen den europäischen Mächten vor ihm, auch außerhalb Europas geführt, in Afrika, im Nahen und Mittleren Osten, in China und im pazifischen Raum, an diesen Kämpfen nahmen nun auch in großem Umfang außereuropäische Staaten teil.

Global war der Krieg von Beginn an auch in ökonomischer Hinsicht. Der Kriegseintritt Großbritanniens hatte Folgen für den Handel und die Finanzsysteme aller Staaten der Welt, ganz unabhängig davon, ob sie in den Krieg eintraten oder nicht, denn das Vereinigte Königreich war das Zentrum des Welthandels und London Mittelpunkt des globalen Finanzwesens. So betraf der Krieg rasch und unmittelbar die internationalen Finanzmärkte, darunter vor allem ihr zweites Zentrum New York. Alle Staaten der Entente nahmen nun, oft über London, in den Vereinigten Staaten Kredite auf, um den Krieg zu finanzieren. Am Ende des Krieges, der Deutschland hohe Reparationen auferlegte, war ganz Europa in den USA verschuldet. Der Krieg eröffnete überdies vielen zunächst neutralen Ländern neue Exportmärkte. Dies gilt für die USA, für Lateinamerika und einige Staaten Asiens, deren Volkswirtschaften sich dadurch dramatisch veränderten. So wirkte für große Teile der restlichen Welt der Krieg wie ein großes, von Europa finanziertes Konjunkturprogramm. Am Ende hatte Europa nicht nur knapp zehn Millionen tote Soldaten zu beklagen, sondern war auch finanziell und ökonomisch ausgeblutet. Mit dem Ersten Weltkrieg, der den Aufstieg der USA endgültig machte und den der UdSSR einleitete, endete nicht nur die politische, sondern auch die wirtschaftliche Vorherrschaft Europas über den Rest der Welt.

Zu einem globalen Konflikt wurde der Krieg aber auch dadurch, dass Frankreich und Großbritannien die Ressourcen ihrer kolonialen Imperien mobilisierten, die ein Viertel der Weltbevölkerung ausmachten, und zwar nicht nur in ökonomischer, sondern auch in militärischer Hinsicht. Frankreich rekrutierte 550 000 Mann in seinen Kolonien, von denen 440 000 in Europa zum Einsatz kamen. In Indien wurden 1,3 Millionen Soldaten mobilisiert, von denen über 800 000 außerhalb des Subkontinents eingesetzt wurden. Ein großer Teil der britischen Truppen, die in Europa kämpften, stammten aus Australien, Neuseeland, Südafrika und Kanada. Diese Gebiete des Britischen Weltreichs stellten insgesamt 1,2 Millionen Soldaten, von denen 900 000 in Europa dienten. Und auch die russische Armee, die insgesamt 15 Millionen Männer mobilisierte, war nicht nur europäisch geprägt, sondern rekrutierte sich auch aus der asiatischen Bevölkerung des Zarenreiches. Darüber hinaus

setzten Briten und Franzosen auch in größerem Stil Arbeitskräfte aus ihren Kolonien und aus China in Europa ein.

Die intensiven Bemühungen beider Seiten um weitere Bündnispartner führten schnell dazu, dass sich der Krieg ausweitete. Um weitere Staaten zum Kriegseintritt zu bewegen, mussten Zugeständnisse an ihre territorialen Interessen gemacht werden. So wurden immer mehr regionale Konflikte an den Krieg angedockt, die mit dem zentralen Geschehen oft wenig zu tun hatten. Diese Dynamik lässt sich am Beispiel von Rumänien, Bulgarien, Italien, Portugal, Japan, China und dem Osmanischen Reich beobachten, die alle den europäischen Kernkonflikt auszunutzen versuchten; entweder, wie das Osmanische Reich, Portugal und China, um ihre Position zu konsolidieren, oder, wie etwa Japan, das im Ersten Weltkrieg zur dominanten Macht in Südostasien und im pazifischen Raum aufstieg, um massiv zu expandieren. Aber auch Australien und Südafrika versuchten den Krieg für eigene Ziele zu instrumentalisieren und heizten ihn damit an. Die Forschung spricht hier von »Subimperialismus«. Als schließlich auch die USA in den Krieg eintraten, konnte es sich kaum noch ein Staat leisten, abseits zu stehen, da nun sicher war, dass am Tisch der Sieger die Welt neu geordnet werden würde. Das zeigt das Beispiel der lateinamerikanischen und anderer Staaten, die bald dem Beispiel Washingtons folgten.

Eine Folge dieser Kettenreaktion, die den globalen Charakter des Krieges immer weiter verstärkte, war, dass dieser keineswegs 1918 endete, wie das konventionelle Geschichtsbild es will. Auch in dieser Hinsicht muss unsere auf Deutschland und Europa zentrierte Sichtweise korrigiert werden. Der Erste Weltkrieg war nicht nur ein globaler, sondern auch ein langer Krieg, der eine eigene Epoche markiert. Er begann in vieler Hinsicht schon vor 1914 auf dem Balkan und an den kolonialen Peripherien wie Marokko oder Libyen. Und er dauerte weit über 1918 hinaus an. Dies gilt nicht nur in dem allseits bekannten Sinn, dass die Pariser Friedensverträge keine stabile internationale Ordnung schufen und die Grundlage für den Aufstieg von Faschismus und Nationalsozialismus legten, die dann zum Zweiten Weltkrieg führten und von dort zum Kalten Krieg, der erst 1989 endete. Auch wenn man nicht so weit ausgreifen will, markiert 1918 nicht das Ende des Krieges, denn an ihn schlossen sich zahlreiche weitere Kriege und bewaffnete Konflikte an, die unmittelbar aus ihm hervorgingen und zum Teil bis in die frühen 1920er Jahre hinein andauerten. Die Liste dieser gewaltsamen Konflikte ist lang. Sie reicht vom

russischen Bürgerkrieg, der wahrscheinlich mehr Russen das Leben gekostet hat als der Erste Weltkrieg, über die zahlreichen Grenzkonflikte und Kriege nach 1918 in Ostmitteleuropa bis hin zum türkischen Unabhängigkeitskampf und dem türkisch-griechischen Krieg, der erst 1923 mit dem Frieden von Lausanne zu Ende ging, oder dem Kampf für die ägyptische Unabhängigkeit.

Aus dieser gesamteuropäischen, globalen und zeitlich weitgestreckten Betrachtungsweise ergeben sich die Schwerpunkte und zentralen Fragestellungen des vorliegenden Buches. Wie unterschied sich der Krieg im Westen von dem in Osteuropa und auf dem Balkan? Welche Besonderheiten wies die Kriegführung im Nahen und Mittleren Osten und in Afrika auf? War der Erste Weltkrieg der letzte klassische Krieg, in dem, wie an der Westfront, vor allem Soldaten kämpften und starben, oder trug er bereits Züge eines »entgrenzten Krieges«, in dem sich die völkerrechtlich sanktionierte Linie zwischen Militär und Zivilbevölkerung verwischte, wie an der Ostfront, auf dem Balkan und im Nahen Osten? Inwieweit prägten Kriegsverbrechen diesen Konflikt? Wie wurden die Kriegsgefangenen behandelt, von denen es nun mehr als in jedem anderen Krieg zuvor gab?

Ein zweiter Fragenkomplex betrifft die globale Dimension des Krieges. War der große Krieg wirklich ein globaler Krieg und nicht doch in erster Linie ein europäischer Konflikt? War er tatsächlich der erste der Weltkriege? Was unterscheidet ihn von vorangehenden Kriegen zwischen europäischen Mächten wie dem Siebenjährigen Krieg oder den napoleonischen Kriegen, die zum Teil auch schon außerhalb Europas ausgetragen worden waren? Warum weitete sich der Krieg über die Grenzen Europas hinweg aus? Wie hing der europäische Kernkonflikt in Europa mit den regionalen Konflikten außerhalb Europas zusammen? Inwieweit haben die Kolonialmächte ihre außereuropäischen Ressourcen mobilisiert? Welche Erfahrungen machten Soldaten und Arbeiter aus den Kolonien in Europa? Welche Folgen hatte der Krieg für die außereuropäische Welt und die globalen Machtverhältnisse? Hat er das Zeitalter der Dekolonialisierung eingeleitet?

Ein dritter Komplex von Problemen betrifft Fragen der Periodisierung. Da ist zunächst die Vorgeschichte des Krieges. Wie eng hängt die Vorkriegszeit mit der Katastrophe von 1914 zusammen? Lässt sich ein Zeitpunkt bestimmen, ab dem sich die internationalen Krisen so verschärften und verdichteten, dass ein großer Krieg wahrscheinlich oder sogar unvermeidlich wurde? Wenn Osteuropa und der Nahe Osten keine Nebenschauplätze des großen

Krieges waren, wann endete er dann? Mit dem endgültigen Sieg der Roten Armee im russischen Bürgerkrieg 1922 oder mit dem Vertrag von Lausanne 1923, der dem Nahen Osten Frieden brachte? Oder war der große Krieg nur der Auftakt zu einem zweiten dreißigjährigen Krieg, der erst mit dem Zweiten Weltkrieg und der Niederlage von Faschismus und Nationalsozialismus zu Ende ging?

Die vorliegende Darstellung ist kein Handbuch. Sie deckt nicht alle Themen ab. Sie versteht sich als ein Überblick, der auf der Basis einer auch für die Experten nur noch schwer zu überschauenden Forschungsliteratur systematische Schneisen schlägt und sich auf die wichtigsten Akteure und Kräfte, Entwicklungen und Konstellationen beschränkt. Wo immer es sich anbietet, wird die makrohistorische Perspektive durchbrochen und Ereignisse und Zusammenhänge durch den Blick auf die Erfahrungen einzelner Menschen und ihre Schicksale deutlich gemacht. So kombiniert die Darstellung auch ganz verschiedene historische Ansätze und methodische Ebenen, von der Militär- und Technikgeschichte, der Geschichte der Staatlichkeit und der politischen Ideen, der internationalen Beziehungen und des Völkerrechts über die Wirtschafts-, Sozial- und Alltagsgeschichte bis hin zur Geschichte der Mentalitäten und Emotionen, der Bilder und Repräsentationen, der Geschlechter und des kollektiven Gedächtnisses.

Dabei werden auch die klassischen Probleme des Ersten Weltkriegs behandelt, die bis heute von Interesse und Bedeutung sind. Dazu gehört nicht zuletzt die Frage nach den Ursachen des Krieges und der Verantwortung für seine Auslösung. Zentral ist auch die Frage, wieso der Krieg zu einer derart unerhörten Entfaltung technisch-industrieller Gewalt führte und warum er so lange dauerte. Warum kämpften die meisten Soldaten weiter – trotz der immer offenkundigeren Sinnlosigkeit des Krieges, seiner unvorstellbaren Grausamkeit und seiner enormen wirtschaftlichen und menschlichen Kosten? Wie und in welchem Maße gelang es den beteiligten Staaten, ihre wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Ressourcen für den Krieg zu mobilisieren? Warum waren die Siegermächte dabei letztlich erfolgreicher als Deutschland, Österreich-Ungarn und Russland? Wie und warum endete der Krieg? Durch den militärischen Zusammenbruch der Besiegten oder durch die Erschöpfung ihrer wirtschaftlichen und politischen Reserven und die Auflösung ihres inneren Zusammenhaltes? Welche Folgen hatte der Krieg für die politische

Ordnung der beteiligten Länder und für ihre Gesellschaften, für das Verhältnis der sozialen Klassen, der Geschlechter und der Generationen?

Am Ende muss die Frage stehen, wie an den Krieg erinnert und seine elementarste Folge, der Tod von fast zehn Millionen meist junger Männer, verarbeitet wurde. Dieser Verlust war für alle beteiligten Gesellschaften eine Herausforderung, die sie für Jahrzehnte geprägt hat. In die Ehrung der Toten wurden fast überall enorme Energien investiert. Die Trauer der unmittelbar Betroffenen war dadurch kaum zu mildern. Im öffentlichen Raum hat der Krieg nach 1918 ganz verschiedene Kulturen des Erinnerns und Vergessens hervorgebracht. Und auch heute spielt der Krieg im kollektiven Gedächtnis der beteiligten Nationen noch eine ganz unterschiedliche Rolle. Ob hundert Jahre nach seinem Beginn die Zeit für eine gemeinsame europäische, transnationale oder gar globale Erinnerung an den Krieg reif ist, muss sich erst noch zeigen.



WEGE IN DEN KRIEG

Die Zeit der großen Debatten über die Ursachen des Ersten Weltkriegs ist vorbei. Die These des Historikers Fritz Fischer, das Deutsche Reich habe den Krieg in seinem Streben nach Weltmacht langfristig geplant, hat sich ebenso wenig durchgesetzt wie die Vorstellung, die europäischen Großmächte seien mehr oder weniger zufällig in den Konflikt »hineingeschlittert«. Dass »die deutsche Reichsführung einen erheblichen Teil der historischen Verantwortung für den Ausbruch des allgemeinen Krieges«¹ trug, wie Fischer 1961 schrieb, ist weitgehend unbestritten. In den letzten Jahren hat die Forschung den Blick jedoch, vielleicht auch unter dem Eindruck aktueller Konflikte, stärker auf den Balkan gerichtet, die Region, in der die Katastrophe begann.

Wer mehrere Jahrzehnte vor den August 1914 zurückgeht und danach fragt, wie es längerfristig gesehen zum großen Krieg kommen konnte, gerät leicht in die Gefahr, die Geschichte von ihrem Ende her zu erzählen. Der Ausbruch des Weltkriegs erscheint dann leicht als unvermeidliches Ergebnis zahlreicher, sich wechselseitig verstärkender Faktoren, von Nationalismus, Imperialismus und Militarismus, von Wettrüsten, militärischen Planungen und sich verhärtenden Bündnissystemen. In dieser Perspektive wird jedoch oft nur das berücksichtigt, was direkt zum Krieg führte oder ihn wahrscheinlicher machte. Die neuere Forschung verabschiedet sich zusehends von diesem Tunnelblick und fragt auch nach den Gegenkräften, denn oft wird vergessen, dass die Zeit zwischen 1871 und 1914 eine der längsten Perioden des Friedens zwischen den großen Mächten in Europa war. Dieser lange Frieden ist ebenso erklärungsbedürftig wie sein Ende.

Der Erste Weltkrieg war nicht unvermeidlich. Die meisten Beobachter rechneten 1914 keineswegs mit ihm, und in den Jahren zuvor wurden ganz unterschiedliche Prognosen abgegeben, ob es in absehbarer Zeit zu einem großen Krieg kommen würde. Während manche Zeitgenossen ihn für unausbleiblich oder sogar wünschenswert hielten, waren viele Politiker, Intellektuelle, Bankiers und Unternehmer davon überzeugt, dass er aufgrund der starken wirtschaftlichen Verflechtung und gegenseitigen Abhängigkeit der großen Wirtschaftsnationen nicht nur schädlich und sinnlos, sondern auch unmöglich geworden sei.

Zum Ersten Weltkrieg kam es aber auch nicht zufällig. Er war mehr als nur das Ergebnis einer unglückseligen Verkettung einzelner Ereignisse, in deren Verlauf die europäischen Mächte in den Krieg gleichsam hineinrutschten. Eine solche Perspektive verdunkelt nicht nur die Frage danach, wer den Krieg gewollt oder zumindest bewusst in Kauf genommen hat, sie verdeckt auch den Blick auf die zahlreichen lang- wie mittel- und kurzfristig wirksamen Faktoren, die den Krieg vor 1914 immer wahrscheinlicher machten und die Spielräume der Entscheidungsträger einengten.

Nationalismus, Imperialismus, Sozialdarwinismus

Der moderne Nationalstaat versprach seinen Bürgern Gleichheit und Teilhabe, Verfassung, politische Freiheit und wirtschaftlichen Fortschritt. Die Nation verband sich aber auch mit Vorstellungen kultureller Homogenität und Identität, gemeinsamer Geschichte und Sprache, mit dem Versprechen von Einheit und Stärke, mit der Abgrenzung und Behauptung gegen äußere Gegner. Das galt für Frankreich und Großbritannien ebenso wie für die neu entstandenen Staaten Griechenland (1830), Belgien (1832), Italien (1861) und Deutschland (1871). In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts griff die Idee des homogenen Nationalstaats immer mehr auch auf Ost- und Südosteuropa über, wo nach dem Berliner Kongress (1878) Serbien, Montenegro und Rumänien ihre Unabhängigkeit und Bulgarien seine Autonomie erlangt hatten. Dies trug zur Destabilisierung der multiethnischen Imperien bei, vor allem des Osmanischen Reichs und der Donaumonarchie, und führte zu wachsenden Spannungen in der Region.

Die Idee der Nation, ursprünglich die Sache kleiner kultureller und politischer Eliten, hatte sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit Vorstel-

lungen von Demokratie und Liberalismus verbunden, mit der Forderung nach Verfassung und Partizipation, Freiheit und nationaler Selbstbestimmung. In dieser Phase waren nationale Bewegungen noch gegen etablierte staatliche Ordnungen gerichtet. Doch in den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts wird der Nationalismus immer mehr eine konservative, auf den bestehenden Staat, seine Institutionen und Symbole bezogene Kraft; ein Massenphänomen, von der Obrigkeit gezielt gefördert. Er dient als sozialer und politischer Kitt, als Antwort auf die zahlreichen Herausforderungen und Verunsicherungen durch Industrialisierung, Binnenwanderung und Urbanisierung, durch klassengesellschaftliche Spannungen, Politisierung und Ausdehnung des Wahlrechts. Eine wichtige Agentur der Nationalisierung der Massen, auch in sprachlich-kultureller Hinsicht, werden die Volksschulen, deren Besuch in manchen Ländern erst jetzt zur Pflicht gemacht oder durchgesetzt wird. Eine andere ist das Militär, das durch die Einführung oder flächendeckende Durchsetzung der Wehrpflicht immer mehr zu einer nationalen Institution wird und sich als »Schule der Nation« oder »Nation in Waffen« versteht. Trotz ihrer Härten und Zumutungen ist die Wehrpflicht wohl in vielen Ländern auf mehr Akzeptanz gestoßen, als man lange angenommen hatte. Sie war mitunter ein erster Schritt zum sozialen Aufstieg, sie wurde mit Männlichkeit und Ehre verknüpft und ersetzte ältere »Riten des Übergangs« zum Mannesalter.² Popularität genoss das Militär durch Paraden und andere Formen des militärischen Kults, der folkloristische Züge trug und Bedürfnisse nach Unterhaltung und Spektakel befriedigte.³

In allen europäischen Staaten entwickelten sich nationale Liturgien mit Symbolen, Fahnen, Hymnen und Feiertagen, in denen sich monarchische, militärische und demokratische Elemente zusammenfanden. Ihre Eckpunkte bildeten die Geburtstage, Jahrestage der Thronbesteigungen und Regierungsjubiläen der Monarchen ebenso wie die Gedenktage von Schlachten (Sedan, Trafalgar), Aufständen und Revolutionen (Sturm auf die Bastille), offizielle Nationalhymnen (»God save the Queen«, »Heil Dir im Siegerkranz«) ebenso wie inoffizielle (»Rule Britannia«, »Deutschlandlied«). Hinzu kamen Staatsbegräbnisse und Ruhmeshallen, in denen der großen Männer der Nation gedacht oder sie zur letzten Ruhe gebettet wurden (die Walhalla bei Regensburg, das Panthéon in Paris, Westminster Abbey in London). Der öffentliche Raum wurde mit Denkmälern besetzt; sie feierten Monarchen, Militärs, Staatsmänner, nationale Helden und Gründerväter wie Nelson, Bismarck oder Garibaldi

und dienten als lokale Erinnerungsorte des patriotischen Kultes. Den Frauen standen die weiblichen Mitglieder der Herrscherfamilien als Modelle und Objekte der Identifikation zur Verfügung. Sie wurden zum Teil sehr populär wie etwa Margherita, Frau des italienischen Königs Umberto, der sogar eine Pizza in den Nationalfarben grün, weiß, rot mit Basilikum, Mozzarella und Tomaten gewidmet wurde. Die aus der Politik ausgeschlossene Frau stand im nationalen Symbolhaushalt vor allem für die Einheit der Nation jenseits aller politischen Konflikte. Als Allegorien des Vaterlands – und beliebte Motive für die aufkommenden Briefmarken – etablierten sich daher meist weibliche Figuren wie die Marianne, die Germania oder die Italia. Preisgünstige illustrierte Zeitschriften ließen die Massen an nationalen Liturgien und Feierlichkeiten medial teilnehmen, auch wenn diese in den meistens weit entfernten Hauptstädten stattfanden.⁴ Bilderwelt und Symbolik der Nation erreichten auch die Häuser der einfachen Leute.

All dies führte dazu, dass die Nation vor 1914 immer mehr zu einer kulturellen Selbstverständlichkeit wurde und sich fest im Gefühlshaushalt der Menschen verankerte, zumal ihre Symbole und Rituale in erster Linie auf den Bereich der Gefühle und Empfindungen zielten.⁵ Diese boten Sicherheit und Halt im raschen Wandel, der traditionelle soziale und religiöse Bindekräfte verblassen ließ. Die nationale Emotionalisierung der Massen, die sich mit einer Ästhetisierung und Sakralisierung des Politischen verband, erwies sich jedoch als zweischneidig. Sie setzte eine Dynamik in Gang, die von den politischen Eliten nicht mehr beliebig zu kontrollieren war und ihren Handlungsspielraum vor allem in außenpolitischer Hinsicht einengte. Verschärft wurde diese Entwicklung durch die immer stärkere Verbindung von Nationalismus mit kolonialem und imperialem Engagement. Schon im frühen 19. Jahrhundert erstreckten sich die europäischen Besitzungen in Übersee einschließlich ehemaliger Kolonien wie der Vereinigten Staaten über mehr als ein Drittel des Globus. Zum Britischen Empire gehörten neben Irland Besitzungen in der Karibik, in Südafrika, Indien und Indonesien sowie Kanada, Australien und Neuseeland. Die Niederlande verfügten über Kolonien in Indonesien, Portugal in Afrika, Frankreich unter anderem in der Karibik und mit Algerien seit 1830 auch in Nordafrika. Spanien waren vor allem die Philippinen und Kuba verblieben. Nach der Jahrhundertmitte setzte ein verschärfter Wettlauf um die noch nicht kolonisierten Gebiete der Erde ein, an dem sich nun auch neue Nationalstaaten wie Deutschland und Italien beteiligten. Ein kolo-

niales Unikum war der »Kongo-Freistaat«. Zunächst persönliches Eigentum von König Leopold II., wurde er erst 1908 unter der Bezeichnung »Belgisch-Kongo« eine Kolonie des belgischen Staates. Bei der Berliner Afrikakonferenz von 1884/85 erfolgte die weitgehende Aufteilung des Kontinents unter den europäischen Mächten. 1912 wurde Marokko in ein französisches und ein spanisches Protektorat geteilt und das bis dahin zum Osmanischen Reich gehörende Libyen von Italien besetzt. Damit wurde am Vorabend des Ersten Weltkriegs ganz Afrika mit Ausnahme Äthiopiens und Liberias von europäischen Mächten kontrolliert.

1880 standen weltweit 25 Millionen Quadratkilometer unter Kolonialherrschaft, 1913 waren es 53 Millionen. Großbritannien expandierte von Indien nach Osten, nach Burma und Malaysia, und weitete in Afghanistan und Persien seine informelle Kontrolle aus. Dort kollidierten die Briten mit den Russen, die ihren Einflussbereich über den Kaukasus und Kasachstan nach Süden hin ausdehnten. In vielen Teilen der Welt gingen die europäischen Mächte überdies von der informellen Beherrschung zur formellen Kolonialherrschaft über, teils aus strategischen Gründen, teils weil lokale politische Regime oder gesellschaftliche Ordnungen infolge des wachsenden europäischen Einflusses zusammenbrachen.⁶ Zur Aufteilung der Welt und scheinbaren Verknappung des »Lebensraums«, die viele Beobachter diagnostizierten, gehört auch, dass in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg die Binnenkolonisation in Nordamerika und im Russischen Reich, das sich nun bis Wladiwostok erstreckte, zu ihrem Abschluss kam.

Außereuropäische Staaten traten in das System der imperialen Mächte ein. Die USA, die Großbritannien und Deutschland als stärkste Industrienation der Welt schon vor der Jahrhundertwende überrundeten, wurden nun ebenfalls Kolonialmacht und besetzten nach einem Krieg gegen Spanien 1898 Kuba, Puerto Rico, Guam und Philippinen und annektierten Hawaii und Ostsamoa. Japan stieg nach Reformen, die das Land nach westlichem Vorbild modernisierten, und zwei erfolgreichen Kriegen gegen China (1894/95) und Russland (1904/05) zur Regionalmacht mit imperialen Ambitionen in Ostasien auf. Mit Taiwan (1895), Südsachalin (1905) und Korea, das 1905 Protektorat und 1910 annektiert wurde, verfügte es über eigene Kolonien.

Wirtschaftliche Erwägungen spielten beim Wettlauf um Kolonien und Einflusszonen meist eine untergeordnete Rolle, auch wenn in der Öffentlichkeit mit der Sicherung von Rohstoffen, Absatzmärkten oder Siedlungsraum

argumentiert wurde. Die großen Wirtschaftsnationen waren sehr viel stärker untereinander als mit ihren wirtschaftlich oft unbedeutenden Kolonien verflochten. Deren Erschließung und Beherrschung kosteten meistens mehr, als sie einbrachten. In besonderem Maße galt dies für Nachzügler im kolonialen Wettbewerb wie Deutschland. Manche Historiker sehen selbst im Britischen Empire dieser Zeit ein Zuschussgeschäft.⁷ Eine direkte Folge des Kapitalismus, wie marxistische Theoretiker dieser Zeit meinten, war der Imperialismus daher sicher nicht.

Der Zusammenhang zwischen dem Imperialismus und dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs ist also weniger eindeutig und direkt, als es den Anschein hat, und entsprechend umstritten unter Historikern. Die Aufteilung der Welt in Kolonien und Einflusszonen in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg begünstigte ein »Klima imperialistischer Torschlusspanik«⁸ und führte zu zahlreichen Spannungen zwischen den Großmächten, vor allem in Afrika, Zentralasien und Ostasien. 1895 drohte ein Krieg zwischen Russland und Großbritannien um Afghanistan. Drei Jahre später markierte die Fashoda-Krise den Höhepunkt der französisch-britischen Rivalität in Afrika. Ausgangspunkt war die Frage des Einflusses im Sudan, wo das britische Interesse an einem durchgehenden Kolonialreich von Ägypten bis zum Kap der Guten Hoffnung mit dem französischen Interesse an einem Ost-West-Gürtel von Dakar bis Dschibuti kollidierte. 1898 setzten die Vereinigten Staaten ihren Anspruch auf Kuba in einem Krieg gegen Spanien durch, das nun aus dem Kreis der Kolonialmächte ausschied. Japan führte 1894/95 Krieg gegen China und zehn Jahre später gegen Russland. 1905 und 1911 gerieten die europäischen Mächte zweimal an den Rand eines großen Krieges, weil das Deutsche Reich in seinem Streben nach Weltgeltung die Verfestigung der französischen Kontrolle über Marokko nicht akzeptieren wollte.

Doch diese imperialen Konflikte waren bis 1914 weitgehend beigelegt. Die koloniale Expansion führte nicht nur zur Erhöhung der Spannungen, sondern auch zu deren Ablenkung an die Peripherie. Die Großmächte machten einander im kolonialen Raum Konzessionen und stuften ihre dortigen Konflikte meist nicht als existenzielle Bedrohung der eigenen Sicherheit ein. Der Erste Weltkrieg wurde auch nicht durch koloniale Konflikte ausgelöst, sondern durch eine krisenhafte Zuspitzung der Gegensätze auf dem Balkan. Unmittelbar vorher hatte der italienische Sieg im Libyenkrieg zur Schwächung des Osmanischen Reichs und damit auch zur Destabilisierung der Situation auf

dem Balkan beigetragen. Insofern stand der Erste Weltkrieg zweifellos »am Ende einer langen Kette von Konflikten und Kriegen, die aus der imperialistischen Expansion der Großmächte resultierten«.⁹

Der Imperialismus ging einher mit einem fundamentalen Wandel des politisch-historischen Denkens. In sein Zentrum rückte nun immer mehr die Überzeugung, die Existenz einer Nation könne langfristig nur durch deren Expansion gesichert werden.¹⁰ Die Theorien Darwins über die Entwicklung der Arten durch Auslese schienen die wissenschaftliche Begründung für diese Annahme zu liefern. Dabei wurde die Vorstellung vom Leben als »Kampf ums Dasein« und vom »Recht des Stärkeren« auf Gesellschaft und Geschichte übertragen. Sozialdarwinistische Vorstellungen dieser Art beschränkten sich nicht auf ein bestimmtes Lager, sondern waren allgemein verbreitet.¹¹ Die Durchsetzung der liberalen Marktgesellschaft und des Kapitalismus schienen ihnen ebenso recht zu geben wie die globale Konkurrenz der Nationen um Kolonien und Einflusszonen.

Der sozialdarwinistische Zeitgeist des späten 19. Jahrhunderts wurde von einem neuen, aggressiven und antiliberalen Nationalismus begleitet. Ihm galt der Krieg nicht mehr als Ultima Ratio der Politik, als letztes Mittel, das nur einzusetzen war, wenn alle Wege der Diplomatie versagt hatten, sondern als eheres Lebensgesetz, dem sich keine Nation entziehen konnte, wollte sie nicht zur Bedeutungslosigkeit herabsinken. Folgerichtig trat der neue Nationalismus für militärische Stärke und Aufrüstung ein. Ein antiliberales und dezidiert antisozialistisches Politikverständnis ordnete den Einzelnen dem Kollektiv unter und mythisierte die Nation zu einer Wesenheit mit eigenem Recht und Leben. Einheit und Geschlossenheit waren für diesen neuen, integralen Nationalismus Mittel und Zweck zugleich: Sie waren Voraussetzung, um im Kampf um nationale Selbstbehauptung zu bestehen, zugleich verband sich mit Krieg und Expansion die Hoffnung, innere Konflikte der Klassengesellschaft aus der Welt zu schaffen. Äußere Machtentfaltung und innere Ordnung wurden eng miteinander verknüpft und der Krieg mit diffusen politischen Erneuerungshoffnungen aufgeladen. Hinzu kam nicht selten die unter kulturpessimistischen Intellektuellen und in der bürgerlichen Jugend vor 1914 weit verbreitete Vorstellung vom Krieg als kollektive Katharsis, als Lösung der Widersprüche der modernen Gesellschaft und als Ausweg aus der Krise der bürgerlichen Zivilisation.

Dieser neue Nationalismus, der sich vom traditionellen Konservatismus deutlich abhob, organisierte sich in radikalen Agitationsverbänden: im All-

deutschen Verband (1891), im Flottenverein (1898) und im Wehrverein (1912), in der deutschnationalen Bewegung Österreichs um Georg von Schönerer, in der panslawistischen Bewegung in Russland, in der Action française (1898), der Associazione Nazionalista Italiana (1910) und den englischen Agitationsverbänden wie der Navy League und der Imperial Maritime League. Diese Verbände standen meistens rechts von den Regierungen und setzten diese durch ihre Propaganda unter ständigen Druck, vor allem in Fragen der Außen-, Kolonial- und Rüstungspolitik. Ein typischer Vertreter des sozialdarwinistischen und kriegsbejahenden Denkens war der preußische General Friedrich von Bernhardi, der bis 1901 dem Generalstab unter Schlieffen angehört hatte und nach seinem 1909 erfolgten Abschied als Militärschriftsteller tätig war. Er sah den Krieg als biologische Notwendigkeit und Grundlage einer gesunden Entwicklung der Menschheit an. Spätestens seit der zweiten Marokkokrise 1911, in der nach Meinung vieler Beobachter die Isolierung und »Einkreisung« des Reiches deutlich zutage getreten war, hielt er einen großen Krieg in naher Zukunft für unumgänglich und setzte alles daran, die deutsche Öffentlichkeit auf ihn vorzubereiten. Sein bekanntes Buch *Deutschland und der nächste Krieg* von 1912 erfuhr in kurzer Zeit sechs Auflagen und wurde auch bald nach seinem Erscheinen ins Englische und Französische übersetzt. Bernhardi vertrat hier die These, Deutschland stehe vor der Wahl zwischen »Weltmacht oder Niedergang«. Der Krieg sei für das Kaiserreich nicht nur unvermeidlich, sondern auch eine Pflicht. Damit wurde er rasch zu einem Herold der radikalen Nationalisten.

Der Einfluss der radikalnationalistischen Kriegstreiber auf die Entscheidungsträger ist jedoch meist nur schwer abzuschätzen und daher umstritten. Die Auffassung, »die europäischen Regierungen seien 1914 vom nationalistischen Massendruck gegen ihren Willen in den Krieg gedrängt worden«, hat sich nicht durchsetzen können. Die radikalnationalistischen Verbände blieben »überall eine mehr oder weniger starke Minderheit, der in der Regel weit größere Antikriegsbewegungen auf der politischen Linken gegenüberstanden«.¹² So war das Buch von Bernhardi, um nur ein Beispiel zu nennen, in Deutschland trotz mehrerer Auflagen bis 1914 nur in 7000 Exemplaren verbreitet. Der Einfluss der Alldeutschen und anderer Verbände auf die öffentliche Meinung reichte jedoch in vielen Fällen weit über die eigenen Kreise hinaus, waren sie doch in der Regel gut mit den Medien, Meinungsführern und intellektuellen Eliten vernetzt. So fanden zentrale Elemente ihrer Ideo-

logie und Programmatik Eingang in die bürgerliche Presse und Publizistik und prägten die politischen Mentalitäten der Eliten und der Mittelschichten vor 1914 in immer größerem Ausmaß.

Kriegserwartungen und Kriegsbereitschaft

Der aggressive sozialdarwinistische Zeitgeist prägte auch das Denken der Militärs und ihre Kriegsplanungen; hier herrschte ein »Kult der Offensive«. Ihre Advokaten, wie der preußische General Colmar von der Goltz, der mit seinem Buch *Das Volk in Waffen* (1883) internationale Resonanz fand, beriefen sich häufig auf Carl von Clausewitz und dessen 1832–1834 posthum publiziertes Hauptwerk *Vom Kriege*.¹³ Die militärtheoretische Schrift wurde jedoch meist nur selektiv rezipiert und oft in gekürzten Ausgaben gelesen, also ohne die langen Passagen, in denen Clausewitz die Verteidigung als die überlegene – weil die eigenen Kräfte schonende und den Gegner ermüdende – Form des Kampfes herausstellt.¹⁴

Das große Vorbild vieler Militärs im späten 19. Jahrhundert war Generalfeldmarschall Helmuth von Moltke (1800–1891), der Sieger von Königgrätz und Sedan, der wie Napoleon die Bezwingung des Gegners in raschen Entscheidungsschlachten gesucht hatte. In der Folge zeigte sich im militärischen Denken der Zeit eine nationenübergreifende kulturell und ideologisch bedingte Fixierung auf die Offensive.¹⁵ Nicht nur in Deutschland, sondern beispielsweise auch in Frankreich oder Österreich, die auf verlorene Kriege zurückblickten, wurden offensive Strategien kultiviert, obwohl sie für diese militärisch eher schwachen Länder besonders ungeeignet waren.¹⁶ Die Doktrin der Offensive war für die Militärs in Wien genauso gültig wie für ihre Kollegen in Paris, wo man die »offensive à l'outrance« predigte. Ferdinand Foch, vor dem Krieg an der Pariser Militärakademie (1895–1901), die er einige Jahre auch leitete (1907–1911), vertrat sie ebenso wie Franz Conrad von Hötzendorf, der an der Wiener Kriegsschule lehrte (1888–1892), bevor er Chef des Generalstabs (1906–1917) wurde. Noch 1926 beharrte der britische General Douglas Haig darauf, dass Bajonett und Säbel seiner vorwärtsstürmenden Soldaten den Krieg entschieden hätten.¹⁷

Die Entwicklung der Waffentechnik in den letzten Jahrzehnten vor dem großen Krieg begünstigte jedoch keineswegs offensive Strategien. Im Gegenteil waren durch sie Feuerkraft, Schussrate und Zielgenauigkeit der Schuss-

waffen und Artilleriegeschütze dramatisch erhöht worden. In den 1890er Jahren wurden die Gewehre mit Magazinen ausgestattet, und zur gleichen Zeit konnte der Rückstoß der Geschütze beim Feuern verhindert werden, so dass nicht mehr vor jedem Schuss das Gerät neu justiert werden musste. In einer Minute konnten nun bis zu zwölf Granaten abgefeuert werden, ohne das Ziel neu anzupeilen.¹⁸

Die technische Entwicklung verbesserte maßgeblich die Position des Verteidigers gegenüber dem Angreifer. Diese Überlegenheit der Defensive wurde noch wesentlich verstärkt durch die vielleicht dramatischste Neuerung in der Waffentechnik dieser Zeit: das moderne Maschinengewehr. Schon im Amerikanischen Bürgerkrieg (1861–1865) wurde die nach seinem Erfinder benannte *Gatling Gun* eingesetzt. Diese Repetiergeschütze brachten es auf 200 Schüsse in der Minute. Noch in den 1860er Jahren exportierte Richard Jordan Gatling seine Waffe nach Großbritannien, Russland, Japan, Deutschland und in die Türkei.¹⁹ Noch effektiver war die neue Generation des Maschinengewehrs, dessen Rückstoß genutzt wurde, um die nächste Patrone zu laden. Die 1884 von dem britischen Erfinder Hiram Maxim entwickelte und im Folgejahr vorgestellte *Maxim Gun* konnte 400 bis 600 Schuss pro Minute abgeben. Ihre ersten Opfer waren nicht Europäer, sondern Afrikaner: Zum Einsatz kam die *Maxim Gun* zum ersten Mal 1893 bei der britischen Eroberung Matabelelands im heutigen Simbabwe.²⁰ Welche Wirkungen die Waffe hatte, zeigte sich 1898 im Sudan in der Schlacht von Omdurman. Etwa 50 000 Anhänger des Mahdi, die sich seit 1881 erfolgreich gegen britische Kolonialbestrebungen gewehrt hatten, stürmten im offenen Feld frontal gegen eine zahlenmäßig weit unterlegene anglo-ägyptische Armee unter dem Kommando von Horatio Herbert Kitchener. Dabei kamen fast zehntausend von ihnen ums Leben, während die Briten und Ägypter am Ende des Tages lediglich 48 Tote zu beklagen hatten.

Bis 1914 hatten alle großen Militärmächte ihre Armeen mit Maschinengewehren ausgestattet. Die verwendeten Modelle waren jedoch sehr schwer. Das Maxim MG 08 der deutschen Armee, das erst im Laufe des Ersten Weltkriegs durch das leichtere MG 08/15 ergänzt wurde, wog über 60 Kilogramm. Um die Waffe und ihre Munition zu tragen, waren mindestens sechs Männer erforderlich. Die Maschinengewehre der französischen und britischen Armee waren nur wenig leichter.²¹ Außerdem mussten die Geräte ständig mit Wasser gekühlt werden, was ihre Beweglichkeit ebenfalls einschränkte. Die massive

Feuerkraft der Maschinengewehre kam daher vor allem der Verteidigung zugute.

Einer der ersten, der die Folgen der veränderten Waffentechnik erkannte, war der polnische Eisenbahnunternehmer, Bankier und Pazifist Jan Bloch (1836–1902). Sein 1899 auf Russisch veröffentlichtes und bald in alle wichtigen europäischen Sprachen übersetztes Buch *Die Zukunft des Krieges* argumentierte, dass die neuen Waffensysteme, weil sie dem Verteidiger eine vielfache Überlegenheit über den Angreifer sicherten, klassische Infanterie- oder Kavallerie-Attacken obsolet und siegreiche Entscheidungsschlachten unwahrscheinlich gemacht hätten. In künftigen Kriegen würden die Infanteristen sich in Schützengräben verschanzen, zwischen denen sich eine Feuerzone erstrecken werde, die nur mit hohen Verlusten zu überwinden sein werde. Ein künftiger Krieg zwischen Industriestaaten, so Bloch weiter, werde ein langer Abnutzungskrieg zwischen Millionenheeren sein, der zu wirtschaftlichem Ruin, Hungersnöten und Revolutionen führen würde.²²

Von den Berufsmilitärs wurden diese scharfsichtigen Prophezeiungen eines Außenstehenden in der Regel ignoriert oder abgelehnt.²³ Kaum verwunderlich, ließen sie doch nur eine Schlussfolgerung zu, nämlich dass ein Krieg zwischen den großen Mächten im Industriezeitalter sinnlos geworden war, der Frieden zwischen ihnen praktisch um jeden Preis erhalten werden musste und Aufrüstung an diesem Gleichgewicht des Schreckens kaum noch etwas ändern konnte. Diese Ansicht widersprach aber nicht nur dem vulgärdarwinistischen Zeitgeist, sondern hätte auch zu einem Bedeutungsverlust des Militärs geführt. Dabei bestätigten sich viele der Vorhersagen Blochs schon vor 1914. Bereits im Burenkrieg erlitten die Briten schwere Verluste bei frontalen Bajonettangriffen, wogegen sie weitaus erfolgreicher waren, wenn sie in kleinen Gruppen und aus der Deckung heraus operierten. Die Kavallerie erwies sich nur dann als nützlich, wenn die Soldaten absaßen und wie die Infanteristen mit modernen Gewehren kämpften. Solche Erfahrungen wurden jedoch weitgehend ignoriert, und im Gegenteil unterstrichen etwa John French und Douglas Haig, die beide am Burenkrieg teilgenommen hatten und im Ersten Weltkrieg hohe Kommandopositionen einnehmen sollten, immer wieder die Bedeutung der Kavallerie in diesem Feldzug.²⁴

Ähnlich verhielt es sich mit dem Russisch-Japanischen Krieg. Hier kam es zum ersten Mal auf breiter Front zum Einsatz von schnellfeuernder Artillerie und Maschinengewehren aus geschützten Positionen gegen die Angreifer im

freien Feld, was zu enormen Verlusten und zur Aushebung von Schützengräben führte. Die Schlacht von Mukden in der Mandschurei erstreckte sich auf einer durch Schützengräben befestigten Linie von 145 Kilometern. Hier kamen Anfang 1905 in knapp drei Wochen 160 000 Soldaten ums Leben. Insgesamt kostete der Krieg in Fernost über eine halbe Million Soldaten das Leben.²⁵

Auch dieser Krieg wurde hochgradig selektiv im Lichte des vorherrschenden Offensivdenkens wahrgenommen. So schlossen viele Beobachter aus dem Sieg der Japaner, der mit Verlusten von 40 Prozent der eingesetzten Soldaten erkaufte worden war, dass erfolgreiche Offensiven auch im Zeitalter der modernen Kriegstechnologie weiterhin möglich seien, wenn die Angreifer über eine starke Kampfmoral verfügten und hohe Verluste akzeptierten. Dass dieser Erfolg gegen die relativ rückständige und schlecht geführte russische Armee errungen wurde, die mit anderen europäischen Armeen nicht zu vergleichen war, wurde weitgehend ignoriert.²⁶ Ähnlich bewerteten die Militärs die Balkankriege. So wurden die Bulgaren von Beobachtern für ihre Bajonett-Angriffe an der Çatalca-Linie gelobt, obwohl diese im November 1912 in nur fünf Tagen zu Verlusten von 90 000 Soldaten führten und erfolglos blieben. Die Çatalca-Linie bildete die letzte türkische Verteidigungslinie vor Konstantinopel und ähnelte in vieler Hinsicht der Westfront des Ersten Weltkriegs: eine durchgehende Abfolge von Schützengräben, die über 24 Kilometer vom Schwarzen Meer bis zum Marmara-Meer reichte.²⁷

Die Reaktionen der Militärführer auf diese Erfahrungen und Entwicklungen fielen widersprüchlich aus. Auf der einen Seite übernahm man die technischen Innovationen, wenn auch oft nur zögerlich. Nach dem Russisch-Japanischen Krieg führten alle Armeen entschiedener als bisher das Maschinengewehr ein und bildeten eigene MG-Einheiten. Die deutsche Armee verfügte 1914 über knapp 5 000 Maschinengewehre, ebenso wie die französische.²⁸ Die Zahl der schweren Artilleriegeschütze wurde deutlich erhöht, vor allem in Deutschland, das am Vorabend des Weltkriegs über mehr schwere Artillerie verfügte als jede andere europäische Macht.²⁹ Unauffälliger graue, braune oder khakifarbene ersetzten die bisherigen farbigen und hellen Uniformen, wie etwa seit 1907 das deutsche »Feldgrau«.³⁰ Nur die Franzosen bildeten eine Ausnahme und führten Ende 1914 das blaugraue »bleu horizon« ein.³¹ Viele Armeen experimentierten mit der neuen Taktik kleinerer, zerstreuter Infanterieeinheiten. Auf der anderen Seite verschlossen die meisten Kommandeure und Militärtheoretiker die Augen vor den hohen Verlusten

an Menschenleben, die ein großer Krieg mit sich bringen würde, hielten am Konzept der Offensive in massierten Einheiten einschließlich der klassischen Kavallerie-Attacke fest und versteiften sich auf Kampfmoral und Angriffsgeist als entscheidende Faktoren des Sieges.³²

Eine Ausnahme von der Bevorzugung offensiver Strategien bildete Großbritannien, das für den Fall eines Krieges mit dem Deutschen Reich vor allem auf die Blockade der Handelswege setzte, um den Gegner in die Knie zu zwingen, und das daher einen Großteil seiner Flotte in der Nordsee stationierte.³³ Die britische Armee war mit knapp 250 000 Mann relativ klein und zur Hälfte über das ganze Empire verteilt. Überlegungen bezüglich eines britischen Expeditionskorps gingen noch lange davon aus, dass seine Aufgabe am ehesten in der Verteidigung Indiens gegen einen russischen Angriff bestehen würde. Seit 1911 wurde ein Einsatz an der Seite Frankreichs in die Planungen einbezogen, jedoch nur mit dem Ziel, einen schnellen deutschen Sieg auf dem Kontinent zu verhindern, keinesfalls jedoch, um das Kaiserreich rasch niederzuringen, denn dies erschien angesichts der Kräfteverhältnisse aussichtslos.³⁴

Die russischen Kriegsplanungen waren nach dem verlorenen Krieg gegen Japan zunächst defensiv ausgerichtet. Nach 1905 wurden die Festungen in Polen und Weißrussland mit neuer Artillerie verstärkt. Sie sollten die deutschen Truppen aufhalten und der eigenen Armee genug Zeit für ihre besonders langwierige Mobilmachung geben. Seit 1910 ging das Zarenreich jedoch zu offensiven Planungen über, während der Bau von Eisenbahnlinien mit französischer Unterstützung forciert wurde, um die Dauer der Mobilmachung zu reduzieren. Seit 1912 plante der Generalstab, nach Abschluss der Mobilmachung sofort zum Angriff überzugehen. Über dessen Stoßrichtung bestand jedoch in der russischen Militärführung keine Einigkeit.³⁵ Frankreich drängte zu einem raschen Schlag gegen Deutschland und erhielt die Zusage, dass die russischen Truppen im Kriegsfall schon nach zwei Wochen mit starken Verbänden angreifen würden.³⁶ Der russische »Plan XIX« ging zu Recht davon aus, dass Deutschland seine Kräfte zunächst gegen Frankreich richten würde. Er sah daher einen sofortigen eigenen Angriff mit vier Armeen auf Ostpreußen vor. Dem widersetzten sich jedoch Teile der Militärführung, die alle Kräfte auf eine Offensive gegen Österreich-Ungarn konzentrieren wollten. Der Kompromiss vom Mai 1912 sah vor, zwei Armeen gegen Ostpreußen und vier gegen Österreich-Ungarn einzusetzen, womit die Weichen für eine Verzettlung der russischen Kräfte an zwei Fronten gestellt wurden.³⁷